

BLÄTTER

aus dem

MAX-SAMUEL-HAUS

Rostock

Juli 1997

Interview mit Dr. YAAKOV ZUR

Seit den 20er Jahren lebte die Familie Zuckermann in Rostock, hatte in der Langen Straße ein Schuh- und Konfektionsgeschäft. Yaakov Zur wurde - als Alfred Zuckermann - 1924 in Rostock geboren, ist hier aufgewachsen, zur Schule gegangen wie andere Kinder auch. Als die Nazis an die Macht kamen, wurde den jüdischen Rostockern ihr Leben in der Heimatstadt verwehrt. Der Vater konnte nach England fliehen, Alfred mit seinen beiden Brüdern durch die "Kinder-Alijah" 1939 nach Palästina entkommen. Die Mutter und die kleine Schwester mußten erst ins "Judenhaus" ziehen, wurden dann nach Auschwitz deportiert und umgebracht. Seit 1943 lebt Dr. Yaakov Zur in dem religiösen Kibbuz Ein Hanatziv, Israel.

Dialog von unten

Herr Dr. Zur, Sie sind Ehrenbürger der Hansestadt - ist Rostock trotz allem noch so etwas wie Heimat für Sie?

Wenn in Deutschland alles normal geblieben wäre, wenn wir in Rostock in Ruhe hätten leben können, wäre ich vielleicht hier geblieben, hätte gelernt, studiert, wie mein Vater es wollte für den ältesten Sohn - vielleicht, ich bin mir da aber nicht sicher... Doch nachdem die Verhältnisse sich so entwickelt hatten, gab es für mich nur ein Land, in das ich gehen wollte: Palästina. Andere Länder waren für mich nie eine Alternative. Mein Vater war religiöser Zionist seit seiner Jugend in Polen, er wollte schon 1935 nach Palästina, ist aber mit Rücksicht auf die Großeltern hier geblieben. Es war also nicht das Exil, in das ich - nun in lebensbedrohlicher Situation - gegangen bin. Ich ging nach Hause. So habe ich das auch damals empfunden. Wir waren eine fromme Gruppe, haben auf der Reise dreimal am Tag gebetet, sind in

der letzten Nacht auf dem Schiff wach geblieben und haben gesungen. Als die Küste Palästinas auftauchte, war das ein großes Gefühl, viel mehr als die Erleichterung, aus Deutschland entkommen zu sein.

Hebräisch habe ich als Heimatsprache empfunden. Ich hatte in Deutschland schon etwas hebräisch gelernt, konnte die Bibel auf hebräisch lesen, Gebete hebräisch sprechen. Auch mit meiner Frau, die aus Belgien stammt und perfekt deutsch spricht, haben wir untereinander nur hebräisch gesprochen - das war nicht einfach Distanz zu Deutschland, das war eine innere Haltung. Rostock ist also für mich "nur" der Geburtsort.

Warum sind Sie dann - immer wieder - zurückgekehrt in die Stadt, aus der Sie vertrieben, Ihre Mutter und Schwester deportiert wurden? Welche Erfahrungen haben Sie gemacht, als Sie damals in die DDR kamen?

Ich glaube an den menschlichen Dialog, an den Dialog von unten, nicht von oben. In Israel wurden meine Reisen anfangs angezweifelt: Wozu nach Deutschland? Eine Reise in die DDR war dazumal eine Mondreise für einen Juden aus Israel. Die Vorstellungen über die DDR waren einseitiger als das wirkliche Leben, umgekehrt auch die Vorstellungen in der DDR über Israel. Die Isolierung voneinander war groß. Ich habe damals in der DDR Kontakte zu vielen Menschen gefunden: in Kirchenkreisen, in verschiedenen LPG, in der Universität, zu Schülern, Lehrern, Kommunalpolitikern. Ich bekam eine Einladung vom Oberbürgermeister Dr. Schleiff und bin in Ehren empfangen worden, ich war sogar bei der SED-Kreisleitung - aus welchen Gründen auch immer man mich dort eingeladen hatte. Auch unbekannte Leute auf der Straße haben mich angesprochen, weil sie durch meine Kippa auf mich aufmerksam wurden. Ein Jude aus Israel war schon eine Seltenheit im Rostocker Stadtbild... Die DDR-Verhältnisse waren hochinteressant, z.B. was das Jonglieren der Macht mit der Kirche betraf. Ich habe gelernt, daß kleine Dialoge große Kreise ziehen können. Ich habe mich als eine Art Katalysator betrachtet und das Gefühl gewonnen, daß meine Anwesenheit etwas befördert hat, daß eine Annäherung zwischen Juden und Nichtjuden angebahnt wurde. Auch in Israel hat es dann großes Interesse für meine Reiseberichte gegeben.

Ist der Eindruck richtig, daß die Verhältnisse in Ihrem Kibbuz - z.B. kollektive Kindererziehung, Wohnungsvergabe nach Familiengröße, Gemeinschaftsküche - an Prinzipien erinnern, die wir aus der DDR kennen?

Trotz äußerer Ähnlichkeiten war der Unterschied wesentlich. Unser Kibbuz ist eine Gemeinde im religiösen und im sozialen Sinne. Was wir leben, ist echter Sozialismus. Mein Sohn ist z.B. Direktor unserer Fabrik - er hat die gleichen Rechte und denselben Lebensstandard wie jeder Arbeiter, aber viel mehr Sorgen. Ich selbst war Direktor einer großen Schule - da war es

im Prinzip nicht viel anders. Heute ist es schwer, überhaupt von Sozialismus zu reden, aber ich betrachte die Betonung der sozialen Verantwortung als gesellschaftliches Grundprinzip.

Vor einiger Zeit war Gregor Gysi mit einer PDS-Parlamentariergruppe bei uns im Kibbuz. Auf seine Frage, warum wir es geschafft hätten und die DDR nicht, habe ich auf unser Tor gezeigt: Es ist immer offen, jeder kann frei hereinkommen und frei hinausgehen - das ist das Geheimnis.

Wie haben Sie die Veränderungen erlebt, die mit und nach der Wende in der ehemaligen DDR vor sich gegangen sind?

Als Historiker habe ich schon früh geahnt, daß es nach der anfänglichen Begeisterung so einfach nicht sein würde mit der Vereinigung: Die freie Wirtschaft wird Opfer kosten, soziale, strukturelle, existentielle Probleme werden auftauchen, wenn die Veränderungen nicht klug und langsam in Gang gesetzt werden. Leider habe ich recht gehabt. Vieles hat sich zum Guten verändert, doch vieles bleibt problematisch. Bei meinen Besuchen, Vorträgen und Gesprächen - nach der Wende zunächst vorwiegend in kirchlichen und universitären Veranstaltungen - habe ich den Eindruck gewonnen, die Leute sind heute viel mehr mit sich selbst beschäftigt, mit ihren eigenen Problemen. Jeder ist für sich allein verantwortlich, keiner hilft dir, wenn du gefallen bist. Früher hatte ich den Eindruck, die Christen im Osten nahmen ihren Glauben ernster, denn man mußte bewußter für seinen Glauben eintreten, Schaden für sich und seine Kinder voraussehen. Die Studenten, die ich früher als hochintelligent kennengelernt habe, mit differenzierten, präzisen Fragen, erscheinen mir heute außerhalb persönlicher Probleme weniger interessiert. Insgesamt habe ich das Gefühl, früher gab es ein ernsthafteres intellektuelles Interesse, heute wird mehr das Amusement gesucht. War früher die Aula überfüllt, wenn ich in Rostock sprach, so ist sie heute halb voll. Aber das ist ja immer noch sehr viel. Wahrscheinlich gibt es jetzt auch ein Überangebot von Veranstaltungen.

Ich muß betonen, daß auch nach der Wende die Stadt, der Oberbürgermeister Dr. Kili-
mann und seine Nachfolger, die Präsidenten
der Bürgerschaft, großes Interesse an meiner
Arbeit in Rostock zeigten. Sie waren
letztlich auch für die ehrenvolle Verleihung
des Ehrenbürgertitels verantwortlich.

*1991 begann das Rostocker Max-Samuel-
Haus seine Tätigkeit, die Sie von Anfang an
begleitet haben. Wie beurteilen Sie die
Einrichtung und ihre Aufgabe heute,
nachdem eine neue jüdische Gemeinde
entstanden ist?*

Der ursprüngliche Gedanke war, durch
nichtjüdische Deutsche und überlebende
ehemalige Rostocker Juden im Hause von
Max Samuel, den ich selbst noch gekannt
habe, eine lebendige Erinnerung zu schaffen,
das Andenken an die Gemeinde zu
bewahren, an die Juden, die einen Anteil
hatten an der Entwicklung Rostocks und
Mecklenburgs. Das wäre nicht zu leisten
durch die zugewanderten Juden aus der
ehemaligen Sowjetunion, die natürlicher-
weise keine Beziehung zur Rostocker
Vergangenheit haben. Die inzwischen
entstandene jüdische Gemeinde in Rostock
muß sich zunächst nicht nur in Deutschland
gesellschaftlich integrieren, sondern im
religiösen wie sozialen Sinne überhaupt erst
ausbilden. Die Begegnungsstätte im Max-
Samuel-Haus ist unersetzlich: Erstens würde
ohne sie ein Stück Rostocker Geschichte,
das Vermächtnis seiner jüdischen Bürger,
verlorengehen. Zweitens wirkt das Max-
Samuel-Haus mit seinen Informationen -
Vorträgen, Lesungen, Exkursionen, Kunst-
veranstaltungen, Diskussionen - über das
Judentum nicht nur als Multiplikator,
sondern bildet auch ein Bindeglied zwischen
Rostock und der neuen Gemeinde, schafft
dieser einen Sympathiekreis, den sie nötig
braucht. Damit ist der dritte Punkt an-
gesprochen: Es geht im Max-Samuel-Haus
nicht nur um das historische Andenken,
sondern auch um das Verhalten zu Fremden,
um Toleranz - um ganz reale Fragen der
Gegenwart.

Interview: Christine Gundlach

Dr. Yaakov Zur zu Gast in Rostock

Im August 1987 war Dr. Yaakov Zur zum
ersten Mal wieder in seiner Geburtsstadt
Rostock, die er 1939 verlassen mußte.
Es ist also eine Art Jubiläum, wenn er im
Juli 1997, fast genau zehn Jahre
danach, wieder nach Rostock kommt.
Inzwischen hat er bei seinen vielen
Besuchen Freunde gewonnen, ist
Vorstandsmitglied der Stiftung Begeg-
nungsstätte für jüdische Geschichte und
Kultur in Rostock, wurde im September
1993 Ehrenbürger der Hansestadt.

Der Stiftungsvorstand gibt am Dienstag,
dem 15. Juli, einen Empfang für Dr. Zur,
der anschließend vor den geladenen
Gästen einen Vortrag hält über
Die ungelösten Probleme Israels.

Zwei öffentliche Veranstaltungen im
Max-Samuel-Haus bieten allen Inter-
essierten Gelegenheit zum Gespräch mit
dem Gast aus Israel:

Ich kann Dich nicht mehr Heimat nennen

Am Montag, dem 14. Juli, wird um 19.00
Uhr der 1989/90 entstandene Dokumen-
tarfilm über Dr. Yaakov Zur gezeigt, der
gemeinsam mit Roza Berger-Fiedler
(Regisseurin, Berlin) und Prof. Harry
Hornig (Dramaturg, Berlin) an der
anschließenden Diskussion teilnimmt.

100 Jahre Zionismus - eine gegenwärtige Bilanz

Über dieses Thema spricht Dr. Yaakov
Zur am Mittwoch, dem 16. Juli, 19.00
Uhr.

Eingeladen hatten zum diesjährigen Gedenktag für die Opfer des Faschismus (unkorrekt als Holocaust-Gedenktag bezeichnet) neben dem Max-Samuel-Haus der Bund der Antifaschisten, die Ernst-Alban-Gesellschaft, die Geschichtswerkstatt Rostock, der Verein für Rostocker Geschichte, der Kunstverein Rostock und der Interessenverband ehemaliger Teilnehmer am antifaschistischen Widerstandskampf, Verfolgter des Naziregimes und Hinterbliebener.

Gedenken Gespräch Gemeinsamkeit

Gedacht wurde der Juden, Sinti und Roma, Kommunisten, Sozialdemokraten, Liberalen, Konservativen, Gewerkschafter und aller anderen Gegner des Naziregimes, Christen und Angehörigen anderer religiöser Glaubensgemeinschaften, von Geburt an Kranken und Behinderten, Soldaten, Offiziere und Generale der Wehrmacht, Kinder, Frauen und Männer, die während der NS-Gewaltherrschaft in Deutschland verfolgt und umgebracht wurden, wie auch der Opfer in anderen Ländern, für die Deutsche in Zivil und Uniform die Verantwortung tragen.

Gekommen waren Funktionsträger (wie früher repräsentativ in den ersten beiden Reihen), ehemals Verfolgte, Mitglieder der Vereine, Historiker, Jugendliche - die beiden großen Räume waren übervoll.

Es entstand keine sterile Andacht, sondern eine lebendige Art des Gedenkens in verschiedenen Formen, mit unterschiedlichen Akzenten: von der wissenschaftlichen Forschung Ute Grasshoffs über Schicksale bisher weitgehend unbekannter jüdischer Mediziner in Rostock bis zu den

bewegenden authentischen Erinnerungen von Frieda Fritz an ihre immer noch gewaltsam-bedrängende Zeit im KZ, von Andreas Wagners Untersuchungen über den heutigen Zustand von Denkmälern für die Opfer des NS-Regimes aus der DDR-Zeit bis zur Diskussion des aufgeschlossenen Publikums:

Unbestritten erscheint die einseitige Geschichtsaufarbeitung der DDR. Der kommunistische Widerstand wurde überbetont z.B. bei der Darstellung des KZ Barth, dessen Außenlager Schwarzenpfost ein blinder Fleck in der Regionalgeschichte geblieben ist, weil die entsprechende Forschung wohl nicht erwünscht war. Und welche Rolle spielt der Zeitgeist heute? Ist die Schülermeinung zutreffend, daß heute im Geschichtsunterricht der Widerstand des 20. Juli gegenüber dem kommunistischen Widerstandskampf überbetont wird?

Erwiesen erscheint auch die zögernde bzw. ausgebliebene Aufarbeitung des Faschismus nach 1945 in der BRD. Und heute? Wird die Aufarbeitung der Stasi-Vergangenheit so intensiv betrieben, um damalige Verhältnisse am anderen Objekt auszugleichen? Beifall aus den ersten Reihen für ein Statement über die Freude, heute so frei miteinander reden zu können, ohne daß es jemand aufschreibt - despektierliche Reaktionen auf den hinteren Plätzen. Manche Position blieb einfach im Raum stehen, ohne Ablehnung, ohne Zustimmung - ein Zeichen für praktizierte freie Meinungsäußerung, hinsichtlich der Folgenlosigkeit durchaus in doppelter Bedeutung...

Was hoffentlich zu Folgen führen wird: Es wurden Verbindungen geknüpft und Informationen ausgetauscht, z.B. über einen Arbeitskreis, der sich mit der faschistischen Vergangenheit in der Küstenregion befaßt.

Die Begegnung von drei Generationen, unterschiedlich in Biografie, Glauben und politischer Überzeugung, einig in der Verurteilung des Faschismus, war ein Ansatz zu einer Gemeinsamkeit ohne Vorurteile und Berührungspunkte, wie es ein Pastor als beglückendes Gefühl offenbarte.

Mission ohne Schlagzeilen

SIE SIND 17 JAHRE ALT und Schüler der 11. Klasse - Shirly Miniowicz und Lior Haner. Für vier Wochen unterbrachen sie ihren Schulalltag in Israel, um im Auftrag des israelischen Außenministeriums als Jugendbotschafter nach Mitteleuropa zu reisen, um aus persönlicher Sicht ihr Land vorzustellen, um zu zeigen, "daß das Leben in Israel nicht nur von Krieg, Militär, Gewalt bestimmt ist, sondern daß es auch das ganz normale Leben, die schönen Seiten gibt", wie Shirly sagte. Für diese Mission, die bereits seit 20 Jahren existiert, hatten sie sich neben vielen anderen beworben. Nach Prüfungen in Politik, Religion, Geschichte, Kultur, Sprachen waren sie ausgewählt worden.

NACH ROSTOCK kamen sie durch gemeinsame Initiative des Max-Samuel-Hauses und des Israelischen Generalkonsulats in Berlin. Daß nach der Schweiz die zweite Etappe Mecklenburg-Vorpommern und speziell Rostock sein sollte, hatte bei Shirly doch etwas gemischte Gefühle erregt: "Lichtenhagen ist auch in Israel ein Begriff für Rechtsextremismus, und während der Vorbereitung auf unsere Reise haben mir manche Informationen schon etwas Angst gemacht". Lior, der mit seinen Eltern ein paar Jahre in Deutschland gelebt hatte, befürchtete nichts: "Warum sollten die Leute hier anders sein als in den alten Bundesländern?"

Shirly und Lior hielten Vorträge und beantworteten Fragen in Rostocker Gymnasien, außerdem in Malchow, Güstrow, Neustrelitz, Waren, Bad Doberan und Greifswald. Ihre etwa gleichaltrigen Gesprächspartner in den 10. bis 12. Klassen waren vorrangig interessiert am Leben der israelischen Jugendlichen, an Musik, Kultur, Sport. Die Fragen der Lehrer zielten mehr auf Politik, die Grenzfragen, die Wasserprobleme, das Leben im Kibbuz.

DIE AKTUELLEN EREIGNISSE drängten auf Stellungnahme zu den Konflikten. Die Zeit schien nicht gerade dazu angetan, sich auf "die schönen Seiten" des Lebens in Israel zu konzentrieren. Sie hatten vor der Reise zwar Seminare absolviert, aber sie seien ja keine professionellen Diplomaten, hatten keine Vorschriften, was auf einzelne Fragen zu antworten sei, sondern sollten ihre persönliche Meinung sagen, erklärten die Jugendbotschafter.

Lior präziserte: "Extremistische Positionen sollten dabei allerdings nicht vertreten werden. Wir haben versucht, die Ansichten der verschiedenen Parteien darzulegen, auch geschichtliche Erklärungen zu geben, aber immer haben wir gesagt, was wir selbst denken. Ich meine, daß die jetzige Richtung der Regierung, die zwar sicher den Frieden und keinen Konflikt will, nicht der richtige Weg ist. Ich bin auf jeden Fall für die Freiheit der Religion, aber die Religion sollte keinen Einfluß auf die Politik haben."

Shirly stimmte der Trennung von Politik und Religion zu und ergänzte, daß in den Gesprächen auch über Muslime, Christen, Drusen und Beduinen in Israel berichtet wurde. "Ich hoffe sehr, Netanjahu kann es schaffen, die Beziehung zu den Palästinensern zu verbessern."

WIE ES IN DEUTSCHLAND Klischeevorstellungen über Israel gäbe, seien auch in Israel Vorurteile über Deutschland abzubauen. Shirly war überrascht, wie nett und freundlich die Leute in Rostock und in den anderen Städten ihnen begegneten. Vorbehalte gegenüber Juden und rechtsextremistische Äußerungen hätten sie nicht angetroffen. Die Unterschiede zwischen den Schülern hier und zu Hause seien geringer als angenommen. Vielleicht seien die Gymnasiasten hier zurückhaltender, in der israelischen Schule sei die Atmosphäre emotionaler, offener. Und die Jugend in Israel interessiere sich wohl mehr für Politik, meinte Lior.

DIE JUGENDBOTSCHAFTER waren nach diesen vier Wochen zwar müde und abgespannt, auch durch die ständige sprachliche Konzentration, aber zufrieden mit ihrer Mission, die sie womöglich in einem anderen Land - später durchaus wiederholen möchten. Sie waren außer in Schulen auch in Jugendklubs, im Max-Samuel-Haus, im Rathaus zu Gast, verbrachten ihre Freizeit mit Rostocker Jugendlichen. Ihre Einsichten in die hiesigen Verhältnisse mit ihren politischen Problemen und sozialen Verwerfungen blieben in diesen zwei Wochen sicherlich begrenzt. Aber daß sie "keine Schlagzeilen liefern" konnten, wie Lior feststellte, daß der Schnee ihr extremstes Erlebnis blieb, muß kein schlechtes Fazit sein.

Hitlers Machtrausch und Wagners Musik

Als "Bayreuth des Nordens" zu gelten, war für Rostock eine große Ehre. Die Mitte des 19. Jahrhunderts begonnene Rostocker Wagner-Pflege überdauerte alle politischen Epochen und künstlerischen Konzepte. Das neue Stadttheater wurde 1895 mit "Lohengrin" eröffnet. Ende der 50er Jahre gab es im Rostocker Kulturbund eine "Gerichtsverhandlung" um Richard Wagner, die zugunsten des Komponisten ausging wegen seiner "Verdienste um das deutsche Nationaltheater". Bayreuth blieb trotz wechselnder Zeitläufte und mancher dunkler Schatten ein Bezugspunkt als ehrfurchtsvoll bewunderter Gipfel der Kunst.

**Richard Wagners Urenkel
Dr. Gottfried Wagner:
"Wer nicht mit dem Wolf heult"**

Jetzt stört einer aus dem innersten Kreis den schönen Schein: Richard Wagners Urenkel, dessen äußere Ähnlichkeit mit dem Meister Großmutter Winifred theatralisch betonte. Gottfried Wagner, Musikwissenschaftler, Regisseur und Publizist, las im Rostocker Max-Samuel-Haus, in einer Gemeinschaftsveranstaltung mit dem Literaturhaus Kuhtor und dem Kulturspiegel, aus seinem Buch "Wer nicht mit dem Wolf heult". Für die Lesung wählte der in Italien lebende Autor, Jahrgang 1947, zwei Kapitel aus seiner Autobiografie, die seinen mutigen und harten Weg zu sich selbst umspannen: In "Villa Wahnfried" beschreibt er die Kindheit, die Familienstreitigkeiten hinter der scheinbaren Idylle und die Versuche, Aufschluß zu erlangen über die Beziehungen zu "Onkel Wolf", wie Hitler liebevoll genannt wurde. Im Kapitel "Israel" hat Gottfried Wagner, der über Weill und Brecht promovierte, den Bruch mit Bayreuth endgültig vollzogen, kann und will Wagner nicht mehr aufspalten in den genialen Komponisten und den Ideologen, analysiert die Verbindung zwischen Hitlers Machtrausch und Wagners Musik, sucht statt harmonisierender Ver-

drängung die bittere, widersprüchliche Wahrheit. In der Konsequenz ist er den Schritt zu den Opfern des Holocaust gegangen.

Im anschließenden lebhaften Gespräch mit dem Publikum berichtete Gottfried Wagner über die Aussteigerin Tante "Maus" Friedelind, die allerdings das Thema Wagnerscher Antisemitismus aussparte; über Großmutter Winifred, die seit 1923 eng mit Hitler befreundet war und beinahe mit dem Gewehr am Putsch vor der Feldherrnhalle teilgenommen hätte, die das Papier mit dem Briefkopf Villa Wahnfried für die Konzipierung von "Mein Kampf" lieferte, die Hitler als Erlöser feierte und nie ihre Verehrung aufgab; über den Vater Wolfgang, der nicht darüber sprechen will, wie sich für Hitler durch die Freundschaft mit der Familie Wagner die Türen zur sogenannten deutschen Elite öffneten; über die heutige Bayreuther "Erlösungs-GmbH", die sich geschichtlicher Aufarbeitung widersetzt; über Rassismus bereits bei Richard und Cosima Wagner.

Verklärung, Verdrängung und Verfälschung habe in Ost und West stattgefunden - in der DDR durch Versuche, Richard Wagner für den Sozialismus zu retten durch ein idealisiertes Bild seiner Rolle in der Revolution von 1848. Tatsächlich habe Richard Wagner sein Fähnchen nach dem Wind gerichtet, sei im Zick-Zack gelaufen und habe manche Schwenks vollzogen.

Gottfried Wagner geht es nicht um eine pauschale Verurteilung der Großeltern und Eltern oder der Wagnerschen Musik (er hat selbst z.B. "Lohengrin"- allerdings gegen den Strich - inszeniert). Er spricht sich nicht frei von der möglichen Gefahr der Verführung durch Macht, wäre er selbst an der Stelle der vorigen Generationen gewesen. Aber er fragt vor allem nach den Konsequenzen der unseligen Allianz, nach daraus resultierender heutiger Verpflichtung. Ihm geht es um die Ursachen für den Ausbruch der Barbarei in einem hochzivilisierten Volk, um Dialogbereitschaft, um die Entwicklung von Sensibilität zur Verhinderung neuen Unheils.

Er setzt jenseits von Ideologien und Clan-Positionen auf individuelle Verantwortung, auf Zivilcourage und, wenn nötig, auf das Nein-Sagen entgegen einer Mehrheit. In diesem Sinne erziehen Gottfried Wagner und seine italienische Frau Teresina ihren rumänischen Adoptivsohn Eugenio. Er soll ohne die Lebenslügen der Wagner-Familie jenseits vom "Bayreuth-Kretinismus" auf-

DAS SCHWEIGEN DER OPFER

Naomi Bubis und Sharon Mehler sind Töchter von Überlebenden des Holocaust, einer Generation, die mehr durchlebt und durchlitten hat als andere und - dennoch und deshalb - darüber schweigt. Aus eigener Erfahrung wissen die beiden jungen Frauen: Auch die Kinder drängen ihre Eltern nur bedingt zur Erinnerung, wollen die schreckliche Wahrheit eigentlich gar nicht bis zum Letzten aufrühren. In ihrem 1995 gesendeten Fernseh-Dokumentarfilm "Nazi-Opfer brechen ihr Schweigen" setzten sie sich mit diesem Tabu auseinander.

Im Max-Samuel-Haus stellten sie ihr nach dem Film entstandenes Buch vor, wählten dafür Gespräche aus mit drei jüdischen Familien, Überlebenden des Ghettos Lodz und ihren Kindern aus Deutschland, wo die Vernichtung geplant wurde, aus Polen, wo sich die Lager befanden, und aus Israel.

Ein Sohn Überlebender in Israel berichtet über einen Schock, den er erlebte bei einer vergleichsweise harmlosen dreitägigen Haft während seines Militärdienstes, über Assoziationen durch kurzgeschorenen Kopf, Wachtürme, Stacheldraht, Schuh- und Kleiderkammer....

Die Tochter eines Überlebenden aus Deutschland berichtet über ihren Vater, dessen erste Frau mit ihrem Baby in Auschwitz vergast wurde und der seiner Tochter die Erfahrung vermittelte, niemals jemandem rückhaltlos zu vertrauen. Ihr selbst ist es nie gelungen, Freundschaft und Liebe anzunehmen und zu geben, tiefe

wachsen, als "erster freier Wagner".

Der starke Applaus in den ausverkauften Räumen des Max-Samuel-Hauses war auch ein Zeichen für großes Interesse an den geplanten weiteren Rostocker Dialogveranstaltungen mit Gottfried Wagner, der sich seit 1992 in der Post-Holocaust-Dialog-Gruppe engagiert.

innere Beziehungen auszubilden, sie wird nie ein Kind haben...

Eine Überlebende in Polen berichtet, wie sie nach dem Inferno eine andere Identität angenommen, auf der Suche nach Schutz auch vor neuem Antisemitismus einen Polen geheiratet, ihren Sohn in christlichem Glauben erzogen und ihm nie gesagt hat, daß er Jude ist...

Die Menschen haben den Tod ihrer Familie durchlitten, Verfolgung, Folter, Gewalt. Die grausamste Demütigung und brutalste Erniedrigung, die sie an Leib und Seele ertragen mußten, können sie nicht mitteilen - aus Scham, aus Angst vor der unerträglichen Erinnerung, aus Rücksicht auf die übermäßige Belastung der Kinder.

Die Gesprächsprotokolle machen mit ihren Aufschlüssen betroffen, auch wenn man meint, schon so viele Schicksale zu kennen. Da fällt es wenig ins Gewicht, daß bei der Übertragung des Films in ein Buch keine befriedigende Lösung gefunden wurde, die Befindlichkeit der beiden nachforschenden Journalistinnen und manche Umstände bei den Gesprächen darzustellen.

Die Autorinnen wiesen in der Diskussion darauf hin, daß es Schweigen und Tabus selbstverständlich auf andere Weise auch auf der Täterseite gibt. Familienfotos könnten bei genauer Betrachtung Fragen aufwerfen: Wer war weshalb wann wo? Auch wenn es für Eltern und Kinder gleichermaßen schwer ist, die junge Generation müsse wissen, was damals geschah, um unfaßbar erscheinende Dinge zu verstehen, um zu erkennen, aus welchen scheinbar ganz alltäglichen Situationen schließlich organisierter Völkermord werden kann.

Israelische Tänze

Als im November 1996 erstmals das Angebot von Frau Halbrock und Frau Rogmann, israelische Tänze zu lehren, im Vorstand des Vereins der Freunde und Förderer des Max-Samuel-Hauses besprochen wurde, gab es auch skeptische Stimmen: Würde ein solches Angebot überhaupt angenommen werden? Doch entgegen allen Bedenken haben wir uns dann entschlossen: Laßt es uns doch wenigstens einmal versuchen!

Die erste "Tanzstunde" im Januar 1997 war nur mäßig besucht - es fanden sich gerade so viele Teilnehmer ein, daß sie einen Kreis bilden konnten, in dem die israelischen Tänze getanzt werden. Doch die beiden Tanzlehrerinnen - mittlerweile selbst Mitglieder unseres Vereins - ließen sich nicht entmutigen. Mit ungebrochenem Optimismus erklärten sie: "Es muß sich erst herumsprechen, wieviel Freude es macht, die wunderbare Musik, die Juden aus aller Welt in die israelische Kultur einbrachten, gemeinsam in tänzerische Bewegung umzusetzen."

Und sie sollten recht behalten. Von Mal zu Mal wuchs der Teilnehmerkreis. Selbst Menschen, die bis dahin nie getanzt hatten, entdeckten für sich mit Erstaunen, daß der Tanz eine völlig neue Form ist, jüdische Kultur kennenzulernen und zu verinnerlichen. Der unbändige Enthusiasmus, mit dem Frau Halbrock und Frau Rogmann selbst in verschiedenen Kursen und Seminaren immer wieder neue Tänze erlernen, sprang als zündender Funke auf die Teilnehmer des Kurses über.

Zu jeder jüdischen Lied- oder Instrumentalweise gibt es nur eine einzige bestimmte Choreographie, und die Choreographie eines Liedes ist nicht auf eine andere Weise übertragbar, so daß die Palette der Tänze sehr groß ist und durch neue Kompositionen ständig erweitert wird.

Wer jedoch meint, nach einer Tanzstunde einige israelische Tänze bereits zu beherrschen, wird sich sehr schnell korrigieren müssen. Nur die ständige Wiederholung des Gelernten läßt nach und nach ein wenig Sicherheit im Umgang mit der einen oder anderen Melodie entstehen. Deshalb ist es auch für neu hinzukommende Teilnehmer so einfach, ohne jegliche Vorkenntnisse "neu einzusteigen". Daß die jüngsten Teilnehmer 18 Jahre, die ältesten weit über 70 sind, zeugt davon, daß israelische Tänze nicht nur generationsübergreifend begeistern, sondern auch von der körperlichen Beanspruchung her allen Altersklassen gerecht werden und niemanden überfordern.

Interessierten sei gesagt, daß nicht daran gedacht ist, als Tanzgruppe öffentlich aufzutreten. Getanzt wird ausschließlich zur eigenen Freude und zur bereichernden Erfahrung gemeinsamen Aktivseins.

Die Veranstaltungsreihe "Israelische Tänze" findet einmal im Monat statt - jeweils an einem Sonnabend von 16.00 -18.00 Uhr, im Juli am 19. d.M.. Die folgenden Termine sind im Max-Samuel-Haus zu erfragen bzw. den Veranstaltungshinweisen zu entnehmen. Weitere Teilnehmer sind jederzeit herzlich willkommen. Zur Deckung der entstehenden Unkosten wird ein Teilnehmerbeitrag von 5,00 DM pro Veranstaltung erhoben.

Sigrid Engler

Vorstandsvorsitzende des Vereins der Freunde und Förderer des Max-Samuel-Hauses e.V.